

che Ziele verfolgten: die einen den Sieg des Proletariats, die anderen die Durchsetzung von Menschenrechten, wieder andere die Freiheit der eigenen Institution oder endlich das Festhalten an einer politikfernen Gläubigkeit. Aufgrund solcher Vorgaben sollten die vielen Einzelberichte und Einzelschicksale noch einmal wissenschaftlich gebündelt werden. Das Ergebnis wird dann vermutlich lauten: Den großen Widerstand gab es – trotz der vielen Einzelopfer – in der „Hauptstadt der Bewegung“ nicht. Es erhoben sich gewiß viele bewundernswerte Akteure und Aktionen des Widerstands, der Resistenz und der Verweigerung. Dies alles aber kann den braunen

Schatten über dieser Stadt nicht vertreiben. Sie wird der Ort des Aufstiegs Hitlers und der NSDAP bleiben: für immer „die Hauptstadt der Bewegung“. Dies bewußt gemacht zu haben, wird das eigentliche Verdienst der Studie von Marion Detjen – im Buch und in der Ausstellung – bleiben. Also: ein wahres „Denk-mal“, zumal für die Nachgeborenen. Roman Bleistein SJ

<sup>1</sup> München – „Hauptstadt der Bewegung“. Hg. vom Münchner Stadtmuseum. München 1993. 487 S.

<sup>2</sup> Marion Detjen, „Zum Staatsfeind ernannt ...“ Widerstand, Resistenz, Verweigerung gegen das NS-Regime in München. Hg. von der Landeshauptstadt München. München 1998. 366 S.

## Einzelheiten aus der ostdeutschen Provinz

### Ingo Schulzes Roman „Simple Storys“

Große geschichtliche Ereignisse verlangen literarische Darstellung. Politische Erschütterungen brauchen Bewußtstseinsarbeit, manche sprechen von „Bewältigung der Vergangenheit“. Das Ende der DDR und die nachfolgende Vereinigung mit der Bundesrepublik war ein Großereignis. Als Betroffene haben sich die meisten ostdeutschen Autoren biographisch, kritisch, dokumentierend und erzählend mit der sozialistischen Vergangenheit auseinandergesetzt. Genannt seien Günter de Bruyn, Monika Maron, Wolfgang Hilbig, Kurt Drawert, Erich Loest, Lutz Rathenow. Dem Ereignis von 1990 folgte wirtschaftlich und gesellschaftlich, auch sozialpsychisch ein schwieriger, bis heute offener Prozeß. Die „Wende“ befreite nicht nur, die neuen Verhältnisse belasteten und bedrohten auch die Existenz vieler. Bürger fielen heraus aus Nachbarschaften, Gewohnheiten, Lebensformen, aus alten Sicherheiten, Wertvorstellungen. Abbrüche, Betriebsstillegungen, Arbeitsverlust haben ihr Selbstwertbewußtsein gekränkt, sogar verstört. Die neuen Risiken bewirkten Angst. Läuft alles auf eine totale Verwestlichung zu, fragten viele. Veränderungen des gesellschaftlichen Systems hat der einzelne wenig entgegengesetzt. Wer überleben will, muß sich einfügen.

Während ältere Autoren vor allem das Leben unter DDR-Zwängen, also Vergangenheit darstellten, zeigen jüngere Schriftsteller Erfahrungen

nach der politischen Wende. Thomas Brussig erzählte eine groteske Verlierergeschichte nach dem Fall der Mauer in „Helden wie wir“ (1996). Reinhard Jirgl beschreibt in seinem Roman „Hundsnächte“ (1997) die Lebensgeschichten und Gefühle angeheuerter Männer beim Abbruch eines evakuierten DDR-Grenzdorfes, im innersten Bereich einen Bewohner, der sich weigert zu verschwinden. Der 35jährige Ingo Schulze publizierte 1998 seinen Roman „Simple Storys“<sup>3</sup>. Schulze wurde in Dresden geboren, war Theaterdramaturg in Altenburg, machte zur Wendezeit eine Zeitschrift für das „Neue Forum“, danach ein Anzeigenblatt. 1993 zog er nach Berlin. Die 29 Geschichten aus dem thüringischen Altenburg entfalten kein Lokalporträt, sondern Vorkommnisse, Befindlichkeiten, Gespräche von Menschen in einer ostdeutschen Kleinstadt. Schulze zeigt DDR-konforme und -geschädigte Bürger mit alten Erinnerungen und neuen Orientierungsversuchen, Menschen aus Berufen entlassen, an alten Bindungen hängend, in neuen Arbeitsverhältnissen unsicher, ehemalige Funktionäre, trotzige Alte, lebenshungrige Junge. Paare ziehen in restaurierte Wohnungen ein. Männer und Frauen werden beruflich zurückgestuft. Sie müssen einen Job suchen, irgendwie zurechtkommen. In ihren Gesprächen vernimmt der Leser die Verletzungen, Gefühle, Ver-

unsicherungen, Stimmungen. Die in „Simple Storys“ gezeigten Menschen erfahren sich mehr als Verlierer denn Gewinner. Alltagswelt kennt literarisch keine Helden. Verlierer zu sein ist ein Kennzeichen des modernen Romans. Ingo Schulzes Roman ist gleich nach seinem Erscheinen mit viel Lob bedacht worden: Endlich eine exemplarische Geschichte, sagten die Kritiker, keine Sonderlinge, keine extreme Ausgangssituation, sondern einfache Bürger aus mittleren bis unteren sozialen Schichten in den 90er Jahren der ost-deutschen Provinz.

Die erste der „einfachen Geschichten“ ist „Februar 90“ datiert. An seinem zwanzigsten Hochzeitstag fährt das Ehepaar Meurer – noch existiert die DDR – mit Papieren aus Straubing per Bus zum ersten Mal nach Italien. In Assisi benimmt sich der einstige Lehrer Schubert auffällig. Die plötzliche Wiederbegegnung mit Rektor Meurer erregt Schubert maßlos. Meurer hat ihn aus politischen Gründen aus der Schule entlassen, danach mußte er drei Jahre im Braunkohlebergbau arbeiten. Schubert konnte die Kränkung nie verwinden. Sozial und psychisch geschädigt, stirbt er – in einer späteren Geschichte – an Herzversagen. Apathische Resignation wird Meurer nach seiner Entlassung als Schulrektor befallen. Trotzig erstarrt, verweigert er im Krankenhaus Frau und Sohn das Gespräch über die Vergangenheit und Gegenwart. Der Leser erkennt das Trauma des Verlustes der sozialen Stellung und damit der Identität. In der zweiten Geschichte, Mitte Mai 90, steht die Einführung des Westgeldes bevor. Die dritte „Story“ handelt im Februar 91. Der Zeitung sind jetzt die Anzeigenkunden und Unternehmerporträts potentieller Inserenten wichtiger als Berichte über soziale Probleme in der Stadt. Im Oktober 92 ist von Umschulung und Antrag auf Wohngeld die Rede. Der Autor beobachtet die Veränderungen, Begebenheiten und Verhaltensweisen genau und beschreibt sie detailliert. Eine Art Beschreibungsimpressionismus und zugleich Sachlichkeit sind methodisch am Werk. Den ehemaligen Kunsthistoriker Martin Meurer trifft, nachdem seine Frau aus Gründen der Sparsamkeit vom Auto aufs Fahrrad umgestiegen ist, ihr tödlicher Unfall. Dr. Barbara Holitzschek teilt der Präparatorin im Tiermuseum mit, sie habe einen Dachs

überfahren. Ihr Mann, Landtagsabgeordneter in Erfurt, gehört zu den neuen Arrivierten. Leider erfahren wir nichts von seinem politischen Bewußtsein. Dem glatten Aufsteiger scheint es gut zu gehen, gäbe nicht Frau Barbara ihren Alptraum preis, daß der von ihr überfahrene Dachs ein Mensch war.

In den weiteren Kapiteln wird die zeitliche Entwicklung nicht mehr markiert. Es geht um die Befindlichkeiten und Unternehmungen von Bürgern in den fortschreitenden 90er Jahren. Da sind neue Bosse, kündbare Angestellte, Zeitungen auf Kundenwerbung, unstete Partnerbeziehungen. Aus dem Westen drängt sich ein Immobilienspekulant in die Stadt. Entsprechend den Erfahrungen des Autors spielen Redaktionen und Journalistenberufe eine wichtige Rolle. Jüngere leben in kinderlosen Zweierbeziehungen. Ein Mochtegern-Schriftsteller, mehr Säufer als Autor, tritt auf die Erzählbühne. Eine touristische Reise nach New York wird erzählt, ein Besuch im unteren sozialen Milieu Berlins. Die Städte stehen als Fenster zur Welt. Zugleich gibt Schulze zu verstehen, daß sich größere Fenster zur Welt nicht auftun. In der letzten Geschichte gehen der arbeitslose Akademiker Martin Meurer und die verlassene Jenny im Taucheranzug durch die Fußgängerzone. In ihrer kommerziell lustigen Maskerade werben sie Kunden für ein Fischgeschäft. Ecce schöne neue Welt! Der Roman endet ironisch, offen, ohne szenisch zwingenden Schluß.

Fast 40 Personen, verbunden durch Familie, Arbeit, Partnerschaft, stellt der Autor auf seine Erzählbühne. Alle ihre Beziehungen, Trennungen, Wiederbegegnungen im Kopf zu behalten, bereitet dem Leser Schwierigkeiten. Obwohl Schulze nacheinander 29 lockere Geschichten erzählt, bildet die Verflechtung der Personen ein Ganzes, eben das gesellschaftliche Tableau des Romans. Der Leser muß aktiv werden, um die parzellierten, vom Autor kunstvoll zurückgehaltenen, später nachgetragenen und ergänzten Informationen zusammenzufügen. Das komponierte Personen-Ensemble will mehr sein als eine Abfolge von Geschichten. Quer- und Rückverweise, Spannung erzeugende Verzögerungen und Vorausdeutungen vernetzen die Erzählungen zu einem Geflecht der Personen und zu einem Ge-

sellschaftsroman vom Leben in der ostdeutschen Stadt.

Im Erzählverlauf begegnen dem Leser immer wieder Gestalten der Familie Meurer. Mutter Renate war mit ihren Söhnen Martin und Pit im März 1969 ihrem Ehemann nicht gefolgt, als der in den Westen floh. Sie heiratete in zweiter Ehe Ernst Meurer, den der Leser als Schuldirektor kennt. Der Pädagoge fand die richtige Einstellung zum Staat, aber keine Vertrauensbeziehung zu seinen Stiefsöhnen. Martin Meurer, der Kunsthistoriker ohne Abschluß, besucht bei Gelegenheit der Überführung eines Autos 1993 seinem leiblichen Vater Dr. Reinhardt in einem Münchner Krankenhaus. Das Gespräch zwischen dem zuckerkranken, von seiner zweiten Frau betrogenen Alten und dem Sohn, der mit seinem fünfjährigen Sohn bereits Witwer ist, spiegelt die Einsamkeit und Fremde beider. Der Alte, der sich selbst bemitleidet, spricht nur von seiner Krankheit. Zum Gespräch über seine Flucht, das Verlassen der Familie, über seine Erfahrungen, Schweigen und Schuld kommt es nicht. Nach 24 Jahren Trennung fragt er seinen Sohn nicht nach dessen Schicksal und Ergehen. Sie haben sich zum Wiedersehen nichts zu sagen, das sie einander näherbrächte. Soll das abrupte Gesprächsdenken den Alten zeigen, der Vergangenheit und Verantwortung ausgeblendet hat, oder ist es auch Folge des etwas kurzatmigen Erzählens, das größeren Fragen und einer längeren Bewußtseinsentwicklung ausweicht? Ist die flache Rede nur im Bewußtsein der Personen begründet oder auch am kurzatmigen Reihenprinzip des Erzählers, der zur nächsten „einfachen“ Geschichte übergehen will? Wie weit können „einfache Geschichten“ so schwierige Erfahrungen mit ihren unterschweligen Verdrängungen des Bewußtseins darstellen?

Die „Stories“ beginnen mit dem Aufbau einer Situation, von außen durch einen übergeordneten Erzähler, von innen durch erlebte Rede, auch unvermittelt durch Gespräch. Erst nach Klärung der Situation setzt dann das eigentliche Gespräch ein. Die Personen stellen sich durch ihre Rede, meist im lockeren Parlandoton, selbst vor. In Zweiergesprächen erzählen und verbergen sie Teile ihrer und der anderen Geschichte. Die indirekte Charakterisierung der Beteiligten beein-

druckt. Sprechend hört und sieht sie der Leser. Der lockere Parlandoton des Autors kommt als O-Ton seiner Gestalten. Die meisten Personen werden freilich bloß anskizziert. Nur Bruchstücke ihrer Person werden sichtbar. Erzählerisch bleiben sie Magergestalten. Ihr Denken und Fühlen bleibt flach. Die unterhaltsamen Dialoge lassen Untergründiges nur in Andeutungen aufscheinen. Wenn sich dem denkenden Leser Fragen nach dem Unausgesprochenen der Personen aufdrängen, bricht der Autor ab, als verlöre er, nachdem er die Informationsebene befriedigt hat, sein weiteres Interesse. Die Personen sind bei allem sprachlichen Witz und Können dazu da, die gesellschaftlichen Verhältnisse vorzuzeigen. Es mangelt ihnen an psychischer Tiefe. Etwas Charakteristisches, das Durchschnittlichkeit unter- oder überstiege, findet der Leser selten. Rumoren da nicht Schichten des Bewußtseins in allen Menschen unterhalb der Informationsebene? Vielleicht gehört es ein Stück weit zu ihrer Beschränktheit und Not, daß die ertlassenen, verunsicherten Menschen einfach mit Überleben, mit Arbeit und Einkommen, mit Essen und Trinken, mit Zurechtkommen und ein wenig Vergnügen beschäftigt sind. Große Erzähler bauen innere Entwicklungen auf. Sie öffnen Bewußtseinsräume, setzen Prozesse in Gang, die eine Person weiten, ihr Profil verleihen, beim Leser Verwunderung auslösen. Wollte Schulze sich mit seinen „simplen Storys“ als Roman mit der unterhaltsam präsentierten Informationsebene zufriedengeben? Mit seinem Reihenprinzip und seiner Flächenbeschreibung kommt der Roman ohne „plot“, das heißt ohne kausale Fügung aus.

Wenn die Provinzstadt keinen Marktplatz hat, darf man auch keine Kirche erwarten. Aber überraschend ist ein paar Mal von Religion die Rede. Patrick, Sohn der Präparatorin, kommentiert den Autoaufkleber „Gott ist dir näher als du meiner Stoßstange“ mit „Schwachsinn“. Der altgeizige Dr. Reinhardt spricht beim Wiedersehen mit seinem Sohn zuerst von seinem verlorenen Geld, dann von seiner Nähe zu Jesus Christus. Er ist offenbar Mitglied einer Sekte geworden und fordert auch den Sohn zum Glauben auf. Martin ist angewidert von der Frömmelerei des Vaters, der über das Wichtigste zwischen ihnen nicht spricht.

Aber als er später seinen Stiefvater, den entlassenen Rektor Meurer, im Krankenhaus besucht, sagt er ihm – ohne jede erzählerische Vorbereitung und nachträgliche Begründung, er habe sich taufen lassen. Wolle er auf einmal zu den „Siegern“ gehören, fragt der Stiefvater, war er „homosexuell“, die Mutter, die sich jetzt auch von ihrem verbohrtten Ost-Mann scheiden lassen will. Dem mitdenkenden Leser bleiben Fragen. Religiöser Glaube wird frömmelnd, das Bekenntnis zu Jesus Christus belächelnd, die Taufbehauptung in einem ironischen Kontext ausgesprochen. Die Rede von Religion kommt unvermittelt, im Kontext nicht wirklich begründet, beiläufig, als wäre das eine Petitesse. Unter ernst zu nehmenden Leuten, gibt der Autor zu verstehen, kommt Religion nicht vor. Sprengte eine andere Sicht und Erfahrung des Religiösen die Intention des Erzählers? Wäre die Form der „simplen Storys“ nicht mehr möglich, wenn er die von ihm ausgewählten Personen und anvisierten Themen aus „der ostdeutschen Provinz“ zeigt? Sein gesellschaftskritisches Tableau will kein psychologischer und kein Problemroman

und natürlich kein metaphysisches oder religiöses Memento sein.

Anschaulich und konkret, sehr unterhaltsam hat Schulze das, was andere begrifflich und essayistisch beschreiben, an seinem Personenensemble gezeigt. Die Atmosphäre und die Personenbeziehungen scheinen oft vom Beiläufigen her auf. Gekonnt gebaut, ausdrucksstark in der Rede, Neugier lockend und Spannung erzeugend, hat er einen sehr informativen Roman geschrieben. Ein „großer“ Roman können und wollen die „simplen Storys“ nicht sein. Schulze macht aufmerksam auf Erfahrungen, die fast alle im Osten betreffen, die im Westen zu wenige wahrnehmen. Realistisch und auf weite Strecken vergnüglich erzählt der Roman jene Konkretion der kleinen Leute, die in der Sprache der Politiker und Wirtschaftsleute kaum, auch in ihrem Bewußtsein offenbar so nicht vorkommt.

*Paul Konrad Kurz*

<sup>1</sup> Schulze, Ingo: Simple Storys. Ein Roman aus der ostdeutschen Provinz. Berlin: Berlin Verlag 1998. 303 S. Lw. 38,-.